

**Prof. Dr. Dorothea Wendebourg**, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Ostersonntag, 21. April 2019, 18 Uhr

Predigt über Johannes 20,11-18

*11 Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein 12 und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. 13 Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. 14 Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. 15 Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? Dann will ich ihn holen. 16 Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister! 17 Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott. 18 Maria Magdalena geht und verkündigt den Jüngern: »Ich habe den Herrn gesehen«, und was er zu ihr gesagt habe.*

Er hatte alles verändert, dieser Jesus von Nazareth. Er hatte ihr Leben verwandelt, um 180 Grad gedreht. Unheilbar krank war sie gewesen, psychisch krank, von bösen Geistern besessen. Da hatte er sie von den Dämonen befreit, hatte ihr Gesundheit und Lebensfreude zurückgegeben. Das Glück war unbeschreiblich gewesen. Ein Glück, das sie ihm verdankte. Fortan hatte sie sich kein Leben mehr vorstellen können, das nicht mit ihm verbunden war. Sie hatte sich ihm angeschlossen, war mit ihm, den zwölf Jüngern und einigen anderen Frauen durchs Land gezogen. Und da sie, aus der reichen Hafenstadt Magdala stammend, begütert war, hatte sie ihn freigebig mit Geld und Gut unterstützt.

So sah nach dem Bericht des Evangelisten Lukas der Anfang der Beziehung zwischen Maria Magdalena und Jesus aus, und so hatte sie sich entwickelt (8,1-3). Wie lange Maria mit Jesus und den Jüngern herumzog, wird nicht erzählt. Was aber erzählt wird, und zwar von allen vier Evangelisten, ist, daß sie bis zum Ende dabei war. Am Karfreitag, als der Zwölferkreis sich in alle Richtungen aufgelöst hatte, waren die Frauen in der Nähe Jesu geblieben, an der Spitze und immer als erste genannt Maria aus Magdala. Sie hatten die schreckliche Todesszene mitangesehen. Und Maria hatte dann zusammen mit einer anderen Frau die Beerdigung im Garten Josephs von Arimathia beobachtet, um zu erfahren, wo sein Leichnam lag. Am nächsten Tag würde sie wiederkommen. Auch von dem toten Jesus wollte sie nicht getrennt sein. Er hatte ihr Leben verwandelt. Ein Leben ohne ihn – unvorstellbar.

Liebe Gemeinde, keine Frau kommt im Neuen Testament so häufig vor wie Maria aus Magdala. Da ist von verwirrend vielen Marien die Rede – Maria, der Mutter des Jakobus, Maria, der Schwester der Martha, Maria, der Frau des Kleophas, Maria Salome. Und natürlich von Maria, der Mutter Jesu, die eine ganz besondere Rolle spielt. Aber keine dieser vielen Marien wird so oft genannt wie die Maria unseres heutigen Textes. Sie ist nicht durch irgendwelche Verwandtschaftsbeziehungen, als Mutter, Schwester oder Ehefrau definiert, sondern einfach durch ihren Herkunftsort – Maria aus der Stadt Magdala (Magdalena). Eine Frau, die für sich selbst steht, mit eigenem Kopf und eigenem Geld. Eine Frau, die sich einem Mann anschließt und mit einer Männergruppe herumzieht, ebenso stark wie hingebungsvoll.

Diese ungewöhnliche Frau hat schon früh den Wunsch geweckt, mehr über sie zu wissen. Ein in Ägypten gefundenes, hier im Ägyptischen Museum liegendes *Mariaevangelium* aus dem 2./3. Jahrhundert machte

sie zur engsten Vertrauten Jesu, die besonderer Offenbarungen gewürdigt wird – was Petrus, der die religiöse Vorrangstellung seines Geschlechtes bedroht sieht, mit Argwohn betrachtet. Das hinderte einige Kirchenväter nicht daran, sie als „Apostolin der Apostel“ zu rühmen. Wirkungsvoller war freilich, daß Papst Gregor um das Jahr 600 Maria Magdalena mit der – im Neuen Testament namenlosen – „großen Sünderin“ gleichsetzte, die Jesus die Füße gewaschen und ihn gesalbt hat. Die Sünde war natürlich vor allem sexueller Art, das machte Maria von Magdala anrühlich interessant und gab dann dem Mittelalter Stoff für ausufernde Legenden: die Prostituierte, die zur Heiligen geworden war, auf Gemälden gern als barbusige Schönheit dargestellt, ein pin-up-girl früherer Zeiten. Das Image stand fest, und so hießen bis ins 20. Jahrhundert hinein Häuser für „gefallene Mädchen“ oft Magdalenenheime. Der Gegenwart blieb es vorbehalten, aus all diesen Fäden die haltlose Spekulation zu weben, Maria Magdalena sei die Geliebte und Ehefrau Jesu inclusive Nachkommenschaft gewesen – in Dan Browns Bestseller *Da Vinci Code* millionenfach unter die Leute gebracht. Die römisch-katholische Kirche erhob vor drei Jahren Marias Heiligenfest auf eine Stufe mit den Festen der Apostel – was freilich keine weiteren Folgen hat. Umso handfester ist der Katalog der Schutzbefohlenen, die auf diese Heilige zählen können: Maria von Magdala ist die Patronin der reuigen Sünderinnen und der Gefängnisinsassen, der Schüler und Studenten, der Winzer und Weinhändler, der Handschuhmacher und – warum nicht? – auch der Friseure. Ein großer Jahrmart der Phantasien und Projektionen. Für jeden etwas. Doch wie weit entfernt von der Maria Magdalena des Neuen Testaments!

„Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte.“ Kein Weinen über diesen oder jenen Verlust, diesen oder jenen Schmerz. Sondern das hemmungslose Schluchzen eines Menschen, dem alles zusammengebrochen, dessen Lebensmittelpunkt zerstört, dessen Zukunft ausradiert ist. Ihr Leben war so ganz und gar mit diesem Jesus verbunden gewesen, in seinen Worten und Taten, in der Tischgemeinschaft mit ihm hatte sie den Anbruch des Reiches Gottes erlebt. Das war vollendete Gegenwart, das war Zukunft. Und nun, seit zwei Tagen – alles vorbei. Er war tot. Offenbar war alles eine große Täuschung gewesen. Die Heilung, ja, immerhin, das war eine reale Erfahrung. Aber mehr als eine Heilerbegabung hatte dieser Jesus offensichtlich nicht besessen. Daß er der Messias gewesen war, mit dem die Gegenwart Gottes selber kam – eine Fata Morgana, Illusion.

Und dennoch kann sie von ihm nicht lassen. So grenzenlos die Enttäuschung, sie muß doch an dem festhalten, was von ihm übriggeblieben ist, seinem Leichnam, seinem Grab. Und nun kommt der nächste Schlag: Der Leichnam ist nicht mehr da, die Grabhöhle ist leer. Merkwürdigerweise macht es sie in keiner Weise stutzig, daß in dem Grab zwei Engel sitzen. Daß sie von den beiden sogar angesprochen wird, weckt weder Staunen noch Schrecken. Maria ist ganz und gar auf das gähnende Grab fixiert: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ Ihr Jesus an einen unbekanntem Ort verschleppt – was sollen angesichts dieses Jammers weißgekleidete Engel schon bedeuten!

Liebe Gemeinde, Sie werden bemerkt haben, welche andere Rolle die Engel hier spielen als in der Ostergeschichte des Markus, die wie vorhin als Evangelium gehört haben (Mk. 16,1-8). Bei Markus, ja in allen synoptischen Evangelien, auch bei Matthäus und Lukas, lösen die Engel Furcht und Schrecken aus, und sie spielen eine tragende Rolle: Sie sind es, die den Frauen die Botschaft von der Auferstehung verkündigen. Hier bei Johannes hingegen spielen sie gar keine Rolle, sind sie nichts als Staffage des gähnenden Grabes; und so fällt ihnen auch nichts anderes ein, als Maria zu fragen, warum sie denn weine – eine Frage, die der armen Frau gleich noch einmal gestellt werden wird. Doch gerade so haben die Engel eine Bedeutung: Die banale, geradezu überflüssige Begegnung mit ihnen weist voraus auf jene Begegnung, auf die es ankommt, auf Marias Begegnung mit Jesus selbst. Nur und erst hier geschieht das

Entscheidende. Demgegenüber ist der Auftritt der weißglänzenden Engelgestalten eine bloße Episode. Maria wendet sich ab und läßt die beiden sitzen.

Sie wendet sich ab, um den Garten zu durchsuchen. Sie muß den Platz ausfindig machen, an den man Jesu Leichnam gebracht hat, um ihn zurückzuholen. Doch kaum hat sie sich umgedreht, bemerkt sie, daß sie nicht allein ist. Vor ihr steht ein Mann, der sie aufs Neue fragt, warum sie weine. Doch statt die Frage zu beantworten, sieht sie ihre Chance: Das ist jemand, der sicher bescheidweiß, ja, der vielleicht sogar selbst den Leichnam weggebracht hat, der Gärtner! Was nun folgt, ist eine der wenigen komischen Szenen des Neuen Testaments: Maria Magdalena, die monate-, wenn nicht jahrelang mit Jesus herumgezogen ist, ihm zugehört und mit ihm gegessen hat, verwechselt ihn mit einem Gärtner. Gemälde, auf denen diese Szene dargestellt ist, geben Jesus oft Gartengerät in die Hand – Jesus mit Hacke, Spaten und Rechen, sah er nicht tatsächlich wie ein Gärtner aus? War Marias Irrtum nicht ganz plausibel?

Doch Maria hat Jesus ja nicht für einen Gärtner gehalten, weil er verkleidet war. Sie hält ihn für einen anderen – und im Garten liegt nun einmal der Gärtner nahe –, sie hält Jesus für einen anderen, weil sie ihn nicht erkennen kann. Und das nicht wegen ihrer tränenverschleierte Augen. Sie kann ihn nicht erkennen, weil sie gewiß ist, daß er tot ist. Wer auch immer der Mann ist, der vor ihr steht – und im Garten mit höchster Wahrscheinlichkeit eben ein Gärtner –, Jesus kann es nicht sein, der liegt irgendwo im Garten, dort muß sie ihn finden. Bei aller Liebe – Maria ist handfest, keine Phantastin.

So, liebe Gemeinde, ist Marias Irrtum durchaus plausibel. Wir kennen das ja aus eigener Erfahrung: Man sieht nur, was man irgendwo „auf dem Schirm“ hat. Bei jemandem, mit dem ich partout nicht rechne, geschieht es leicht, daß ich ihn nicht sehe, selbst wenn er auf der Straße an mir vorbeiläuft. Das widerfährt uns schon mit Lebenden, mit deren Gegenwart wir nicht rechnen. Es wäre erst recht so bei Verstorbenen. Da könnte jemand erscheinen, der exakt aussähe wie mein verstorbener Vater – auf den Gedanken, er könne mein Vater sein, käme ich trotzdem nicht, denn der ist tot. Ich kann nur sehen, womit ich rechnen kann, und Maria Magdalena konnte nur sehen, womit sie rechnen konnte. Den Leichnam Jesu hätte sie sofort erkannt. Doch ein Leichnam war der Mann vor ihr ganz offensichtlich nicht. Trotz aller Tränen – Maria wußte, was sie sah.

Und dann, einen Wimpernschlag später, sieht sie *ihn*. Wie das? Maria sieht doch nichts anderes als zuvor. Sie sieht keinen anderen als den Fremden, den sie gerade noch für den Gärtner gehalten hat. Aber sie sieht anders. Sie sieht den Fremden anders, weil sie ihn hört. Hat also der Klang seiner Stimme ihr die Augen neu geöffnet? Offensichtlich nicht. Als er ihr sie anspricht: „Frau, was weinst du, wen suchst du?“, löst das nichts bei ihr aus – es ist die Stimme des Gärtners, dem sie dann auch ihre Antwort klagt.

Nein, was ihren Blick, was alles verändert, ist das, was sie nun hört, ein einziges Wort: „Maria.“ Hatte er sie eben noch distanziert angeredet: „Frau, was weinst du?“, hört sie nun: „Maria.“ Ein Wort wie eine Liebeserklärung. Vielmehr: Es ist eine Liebeserklärung, die innigste, die es im Neuen Testament gibt. Von einer Innigkeit, die alle alten und neuen Magdalenenphantasien wie faules Wasser erscheinen läßt. „Maria“ – er spricht sie mit ihrem Namen an. Nicht anders, als er sie all die gemeinsamen Monate hindurch angesprochen hat. Und er muß gar nichts Weiteres dazu sagen. In dieser Anrede liegt alles, was er für sie war: Zuwendung, Liebe, Gemeinschaft. Eine Zuwendung, eine Liebe, eine Gemeinschaft, die weit über das hinausging, was sonst mit Menschen, und sei es auch den nächsten Menschen, zu erfahren ist. Ein tiefes Getragen- und Gegründetsein, eine unerschütterliche Gewißheit, in der Maria nichts weniger erlebte als die Gegenwart Gottes selbst. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“ Dieses Wort des Propheten Jesaja, das wir oft bei der Taufe hören – Maria Magdalena hat es seit ihrer Heilung in der Gemeinschaft mit Jesus erlebt und sich dadurch getragen gefühlt. Und daran, daß sie nun erneut

so bei ihrem Namen gerufen wird – daran erkennt sie, daß er es ist, der vor ihr steht. Die überwältigende Innigkeit seiner Anrede läßt nur eine Reaktion zu: Er ist es, er lebt!

Er ist es, er lebt. Und Maria Magdalena tut einen Schritt auf ihn zu, will ihn umarmen. Es geht nicht wie in der Ostergeschichte des ungläubigen Thomas darum, die Realität des Auferstandenen zu überprüfen – Maria zweifelt keinen Augenblick. Nein, im Überschwang der Freude will sie der wiedergewonnenen Nähe und Liebe mit einer körperlichen Geste Ausdruck verleihen, wie es auch früher im Kreis um Jesus üblich war. Doch Jesus weist das zurück: „Rühre mich nicht an!“ Warum diese Zurückweisung? Offenbar will Jesus Maria klarmachen, daß seine Gegenwart nun eine andere ist als vor dem Tod im alten Jüngerkreis. Er ist nicht aus dem Tod zurückgekommen wie Lazarus oder die Tochter des Jairus, die in ihr altes Leben zurückgekehrt sind und eines Tages wieder sterben werden. Mit seinem Tod am Kreuz ist sein altes irdisches Leben, das er mit ihr und den Jüngern geteilt hat, unwiderruflich zu Ende gegangen. Damit ist auch die alte Art körperlicher Nähe vorbei. Aber wie paßt dazu die Fortsetzung: „Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“? Will Jesus etwa sagen: Dann, wenn ich beim Vater bin, kannst du mich wieder berühren. Schwer vorstellbar. Jesu Verbot wird leichter verständlich, wenn man statt „berühren“ ein anderes Wort wählt, das ebenfalls in dem zugrundeliegenden griechischen Verbum steckt: „Greife nicht nach mir!“ Oder „versuche nicht, mich bei dir zu halten!“ Dann sagt er Maria in der Tat: Versuche nicht, mich so bei dir zu halten, wie ich früher, vor Karfreitag, bei dir war. Ich bin derselbe, lebendig und gegenwärtig, das hast du gehört. Doch ich bin mehr, als du jetzt siehst. Mein neues, österliches Leben, in das ich jetzt eingehe, ist ein Leben bei Gott, jenseits aller körperlichen, raumzeitlichen Beschränkungen. Wenn du mich so erfassen kannst, dann kannst du mich begreifen und halten.

Liebe Gemeinde, ich höre Sie schon seufzen: Muß der Evangelist Johannes diesen überaus anschaulichen, bewegenden Text am Ende so schwierig machen? Und manch einer wird mit den Schultern zucken: Typisch Johannes, der Evangelist für Intellektuelle. Indessen, Maria Magdalena hat verstanden, und sie war gewiß keine Intellektuelle. Sie hat verstanden, weil Jesus noch einen weiteren Satz sagt: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Der göttliche Vater, bei dem er sein neues, österliches Leben hat, ist auch Marias, auch der Jünger, auch unsere Zukunft. Seine Auferstehung ist der Auftakt, der ihre, unsere Auferstehung in dasselbe Leben bei dem göttlichen Vater nach sich zieht. Das war für Maria, die noch mitten in diesem Leben stand, und das ist für uns Zukunftsmusik. Aber doch nicht nur. Es ist zugleich schon lebendige Gegenwart, so wie Maria es im Garten erfahren hat: Im Wort, in der Liebeserklärung des Auferstandenen. Kraft seiner neuen, österlichen Gegenwart ist sein Wort nun nicht mehr an die Begegnung an einem Ort, in Jerusalem, im Grabgarten Josephs von Arimathia gebunden ist. Sondern es spricht uns überall an, auch im Berlin des Jahres 2019: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Maria Magdalena hat es begriffen. Sie läßt ihre Arme, die eben noch nach Jesus greifen wollten, fallen und macht sich auf den Weg. Sie hat einen Auftrag: das, was sie erlebt hat, nicht für sich zu behalten, sondern es den versprengten Jüngern zu verkündigen. So legt sie das Fundament dafür, daß alle Welt, Tugendhafte und Verführte, Studenten, Winzer, Handschuhmacher und Friseure – daß sie alle dieselbe frohe Botschaft hören können. Und so ist sie in der Tat die Apostelin der Apostel. Eine Apostelin freilich, der es nicht auf ihre Rolle ankam, sondern ganz und gar auf die Botschaft, von der sie lebte und die weitergab: Der Herr ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden und ruft uns, einen jeden von uns, mit Namen. Amen.